

Zeitschrift: Die schweizerische Baukunst
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 3 (1911)
Heft: 20

Artikel: Moderne Hotelbauten im Berner Oberland
Autor: Röthlisberger, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-660261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den schönen Nornenbrunnen, neuerdings den Jonasbrunnen gemeißelt, mit den letzten 1250 Fr. abgefunden wurde.

Bern, das aus frühern Zeiten so manch edlen plastischen Schmuck im Münster, in den Brunnenfiguren sein eigen nennt, hat in den letzten Jahren in Denkmal-Angelegenheiten garstiges Pech. Der eherne Adrian von Bubenberg wird immer deutlicher als langweiliger Pofeur erkannt.

Moderne Hotelbauten im Berner Oberland.

I.

Um die Grundlagen zu einer Arbeit zu gewinnen, war ich in diesem Sommer in Interlaken und Unterseen beschäftigt, indem ich nach Ueberresten der frühern Siedlungen an Hand von Ortsplänen, älteren Kataster-Aufnahmen, nach Zeichnungen, Stichen von König, Weibel u. a. versuchte, mir ein Bild des Bddeli von ehemals aufzubauen. Aus diesen Vorstellungen heraus nun sich plötzlich in die Wellen des Fremdenstromes zu werfen, in diesen nach und nach dem Höhenweg zusteuernd, das hatte seinen ganz apparten Reiz. Dazu die ewige Sonne, den lauen Abend, die schwüle Nacht über all dem bunten Hin und Her, die kühnen Farben, das Webeln der Hüte, das Zirpen und Werben der Damen-Kapelle, die unvergeßliche Uhr, ein höchst gewichtiges Kulturdokument, deshalb wohl in vielen deutschen Gratis-Sonntags-Beilagen abgedruckt. Am Ende des Höhenweges verweile ich jedesmal einige Augenblicke. Hier, in der Nähe des Klosters, steht das alte Hotel des Alpes. Es ist ein Zeuge aus den ersten Zeiten der Fremden-Industrie. Es hat sich mir in seinen Wandlungen gewissermaßen als ein lebendiges Beispiel eingepägt für die lange Entwicklung des einst neu herantretenden Problems der fremden Bewerbung. Es ist in jener Zeit geworden, da man noch Müße hatte, sich mit den paar Gästen abzugeben, da man noch Zeit hatte über Grundrissen zu sitzen, Zeit hatte zum Bauen. So ist es aus dem Bauen der früheren Zeiten, vornehmlich des bernischen Barock herausgewachsen, den klimatischen Forderungen unserer Striche weise Rechnung tragend. Davon zeugen noch heute das weit ausladende Dach, die einfache, durch Fenster und grüne Laden gegliederte Fassade; die Balkone, möglichst viele an der Zahl, ein gewichtiger Quotient in den Hotelrechnungen späterer Tage, suche ich mir wegzudenken. Dabei schweift der Blick auf den neuen, um eines Hauptes größern Anbau, auf die Umgebung — und die gesamte Entwicklung, die der Fremdenverkehr in unserem Lande eingeschlagen, steht vor uns. In einzelnen verschlagenen, wunderlichen Räuzen voreerst, zu Roß und Wagen, hernach in

Karl Stauffers schönes Modell mag zu dieser Wendung das seine beigetragen haben. Der internationale symbolische Gehalt des Weltpostdenkmals wird heute vom Publikum „voll und ganz“ erfaßt; nur das eine, es sucht immer noch den 10 Centimes-Stück-Einwurf. „O Susanna, o Susanna, ist das Leben...“

Bern, im September 1911.

H. R—r.

hellen Scharen auf Dampfschiff und Schienenstrang. Die Schweiz, das Oberland wurden für das Ausland „an Beliebtheit“ mehr und mehr neben das süße Napoli gestellt. Die Tausende der Besucher mehrten sich von Jahr zu Jahr. Die scheinbar undenklichsten Frequenzziffern waren innerhalb weniger Jahrzehnte erreicht. Und dabei wundern wir uns, ob der architektonischen Entwicklung unserer Verkehrszentren? Wenn der Engländer, der Deutsche und seine treue Gefährtin, die das Jahr zuvor die im Baedeker fettgedruckten Plätze Italiens, der Riviera abgesehen, nun in Luzern, in Interlaken an die Verkehrsmittel die Unterkunft, die Behandlung, das Essen, an die Schuhcreme, selbst die nämlichen Anforderungen stellte.

Denn mit der zunehmenden Zahl von Reisenden wurde auch die Schar derer größer, die sich trotz dem un vermeidlichen Entschluß, auf Reisen zu gehen, nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnten, nun mit der veränderten Lage auch andere Verhältnisse zu sehen. Ja, gerade darin den Reiz, des Reisens zu empfinden, diesen neuen Verhältnissen, oft unerwarteten Momenten gegenüberzustehen, sie zu überwinden, ihrer Herr zu werden. Es sind immer die nämlichen Leute, die in Marokko Münchner Bier, in Aegypten mittags die Morgenausgabe der Münchener Neuesten verlangen, die es unausstehlich finden, in Bern nicht einmal Thüringer Landkäse oder Stettiner Würstchen der Kaiserl. Königl. Hoflieferanten Müller für billiges Geld erstehen zu können, die in Interlaken endlose schlaflose Nächte durchwachen, wenn sie auf ihrem Kopfkissen nicht akkurat wie zu Hause über einem Strauß blauer Vergißmeinnichtblümchen das gestickte «my darling» finden.

Was Wunder, wenn ob all der Unsumme von plötzlich hergeschwemmten, gänzlich neuen Forderungen die eigene gesunde, gestaltende Kraft versagte. Die Zeit, die Kräfte langten nimmer, Eigenes, auf dem Boden der Tradition Gewordenes als durchdachte Gebilde aufzustellen. Man reiste hin, in die schon bestehenden Fremdenzentren, in denen der antikisierende Geist der erwachten Stilgeschichte wahre Orgien gefeiert hatte und sich nicht genug tun konnte, die neuen Hotelbauten, Paläste, Kasten aus zusammengestohlenen, entlehnten Stücken der Renaissance zurechtzulieben, zu kleistern und aufzurichten. Darin waren die Forderungen des

Tages erfüllt. Diese Lösungen nahm man mit über den Gotthard nach Hause. So sind all die unzähligen Kuppeln und Türmchen, Pagoden und Minarets und italienischen Dächer in Holzzement, die Stuckaturen und Gitter und Zimmer-Ausstattungen aus einer fremden, südlichen Welt in unsere Täler hineingetragen, haben sich an Straßen, Alpenpromenaden, Alpenquais innerhalb frasierter Gärten zum Stelldichein gefunden. So sind eine schöne Zahl alter Ortschaften unserer Heimat zu landschaftlichen, architektonischen Zerrbildern gestaltet worden, die jeder Eigenart entbehren. Wenn die gewaltigen Naturriesen der Umgebung nicht wären, an denen der Mensch als unermüdlicher Coiffeur in seinem unwiderstehlichen Verschönerungsdrange nicht so leicht frisieren kann, so würde die Erscheinung gar mancher Ortschaft irgendeiner andern im Vorstadtbezirk von St. Petersburg oder an der modernen Adria verblüffend ähnlich sehen.

Wie man gestern Carbol, Lydol, heute Lysoform verschreibt, so fiel die Renaissance als beliebtes Hausrezept für alle die vielen möglichen Zufälle architektonischen Uebelbefindens, von der momentanen Verlegenheit bis zum Gehirnschwund, in Unnade. Barock wurde Mode, im Willenbau vorerst, später im Reihenhäuser, in seinem Dach, in irgend einem verlorenen Kapitäl, endlich auch im Hotelbau. Und zwar wieder im schlecht konstruierten Mansardendach, in einem pompös vorgebauten Eingang, daneben in einigen Pilastern, klobigen Fruchtgehängen, steifen Kränzen über die Fassade zerstreut, hie und da in zufällig richtiger Verwendung, des öfters aber in widersinniger Weise als dekorative Elemente in Schlüsselstücken, Fensterleibungen bis zum Türklopfer oder Fußkraker verwendet. Für die Bedürfnisse von kleineren Hotels, von Fremdenpensionen wurde in einer akuten Heimatschutzanwandlung der Chaletstil erfunden.

Erst den jüngsten Tagen blieb es vorbehalten, in der Angelegenheit des Hotelbaues die Gesamtheit der Forderungen zu prüfen und sie in einem sachlichen Bautypus zu einer befriedigenden Lösung zu führen.

Wohl den ersten glücklichen Versuch in dieser Richtung hin wagte vor Jahren schon Architekt (B. S. U.) Karl Fndermühle, Bern, in seinem Kurhaus für Lauenen. Ein Entwurf, der mir im Prinzip noch heute in seiner strengen Form, in der konsequenten Art, wie die gesamte Aufgabe als ein organisches Ganzes gestaltet ist, von allen bekannt gewordenen Lösungen am besten behagt. Die Anlage geht im Prinzip auf das analoge Bedürfnis der Massenbeherbergung in der Klostersiedlung zurück. Sie bedeutet demnach nicht bloß ein in größere Dimensionen übergetragenes Wohngebäude, das in seiner ursprünglichen Gestalt nur einer Familie Obdach gewährte. Ich hoffe gerade heute mit Spannung auf die Ausführung dieses

Gedankens, da ich vor etlichen Wochen auf einer Fußtour von Innsbruck nach München am eigenen Leibe das Wohlthuende, Unheimelnde einer Klosteranlage, die in spätern Zeiten ganz in ein Gasthaus umgewandelt wurde, erfahren konnte. Ich denke an die Zimmerausstattung in den einstigen Zellen der Mönche. Das Bett, Nachttisch, der Tisch in Kirschbaum vor der blaugrauen Wand, die gewölbte, tiefe Türöffnung, der mächtige runde Ofen, der von der Hausflur gleichsam in das Zimmer hineinlangt. Die solide dastehenden Gebäude umschließen den Hof; sie sind mit der alten Dorfkirche verwachsen. Als Ganzes in den architektonischen Werten, in der farbigen Erscheinung, ein Bild von eigenem Gepräge, vor dem die modernen Pensionen daneben wie Zündholzschachteln erschienen.

In St. Moritz kam dann ein erster neuer Typus eines modernen Hotels unter Nikol. Hartmann (B. S. U.) St. Moritz zur Ausführung. Daß dieser Bau gerade im Engadin möglich war, wird verständlich, wenn wir bedenken, daß die Hotellerie hier seit Jahren mit Winterbetrieb rechnet. Die Sommerhotels mußten umgebaut werden, zeigten da und dort Unzulänglichkeiten. Was lag da näher, als in einem Neubau in erster Linie mit dem Engadinerwinter als mächtigen Faktor zu rechnen. Dabei war es angezeigt, die Erfahrung der Vorfahren, die sie in Jahrhunderten gesammelt und ausprobiert, die sie auf eine selbstverständliche Prägung im typischen Engadinerhaus gebracht, wohlweislich zu beachten, darüber hinaus aber den Anforderungen des Betriebes zu genügen, dem Bemühen, Eigenes zu geben, die notwendige Freiheit zu belassen. So wirkte das Hotel Margna in seiner architektonisch strengen Durchführung als eine Tat, eine Erorberung von Neuland.

Seit diesen Tagen ist im Hotelbau da und dort Beachtenswertes geschaffen worden. Das Ausland, Tirol, Bayern besonders haben neue Typen geschaffen. In diesem Sommer wurde, um nur dies eine zu nennen, das neue Kurhaus in Garmisch, ein Stück guter Münchener Architektur, eingeweiht.

Nachdem an den Ufern des Thunersees besonders in etlichen Umbauten sich Bestrebungen zeigten, moderne Lösungen zu finden, trat an die Architekten (B. S. U.) Lanzrein & Meyerhofer, Thun die Aufgabe heran, auf der Guntenmatte ein Hotel von größerem Umfange neu zu erstellen. Die Lage des Bauplatzes von der rechtsufrigen Straße einerseits, vom See andererseits begrenzt, im Aufschuttgebiet des Guntenbaches war eine ideale. Die bestehende Vegetation wurde einmal nicht ausgereutet, um den «murator» Gelegenheit zu geben, ihre Gerüststangen möglichst bequem aufzurichten. Die Bäume und Sträucher wurden gehegt, etliches hinzugefügt. So war die Anlage zum vorneherein wie ein schönes

(Fortsetzung auf S. 281.)

Geschenk geschaffen, eine Tatsache, mit der Neubauten sonst erst nach langen Jahren rechnen können. Auf unsern Aufnahmen fällt dieser Schmutz besonders angenehm ins Auge. Das Gartenhaus hart über dem See inmitten hoher Tannen, Lärchen wirkt wie ein längst erstandenes, verwachsenes Ganzes, ein Bild, wie wir es ab und zu auf alten Stichen finden.

Mit dieser Einfachheit und Größe der Natur, konnte nur eine geschlossene, in ruhigen Formen gehaltene Baumasse in harmonische Verbindung treten. Das langgedehnte Ufer des Sees, dahinter die dominierenden Vertikalen in den Hängen verlangten in erster Linie eine wirksame Betonung der Horizontalen; daneben war der Gesamtaufbau natürlich in einigen besonders markierten Vertikalen zu gliedern und in einem breiten, möglichst einfach gehaltenen Dache zum Abschluß zu bringen. Fast selbstverständlich erscheint für den gegebenen Fall eine Anknüpfung an die Tradition aus den ersten, guten Zeiten, wenn wir wieder an das alte Hotel des Alpes in Interlaken erinnern. Der Typus war damit gegeben. Die Fassade verlangte eine möglichst strenge Durchbildung mit wenigen leis angedeuteten Ausladungen. Diese Absicht finden wir bei einem Vergleiche in der seiner Zeit (Heft 1, Jahrgang 1909 der Schweizer Baukunst) publizierten Studie einheitlicher durchgeführt, denn hier in der Ausführung. Der Eindruck war ein reiner, vornehmer; er hat durch eine Reihe von nachträglichen Forderungen Einbuße erlitten. Das weitvorspringende Dach, in gut empfundener Konstruktion, vermittelt in die Fassade hinein einen wirksamen Kontrast von Licht und Schatten.

Die innere Anlage ist durch eine gewisse Tradition, die sich im Laufe der Jahre, mit den neuesten hygienischen Errungenschaften Schritt haltend, in der Hotellerie durchgebildet, bedingt. Die Zufahrt ist denkbar günstig von zwei Toren her in einem Halbrund ermöglicht. Dadurch ist das Gebäude selber mit den beiden Flügelbauten vom Lärm und Staub der Straße abgeschnitten. Der mit besonderer Liebe gestaltete Eingang geleitet uns direkt zum Bureau, zu den Gesellschaftsräumen im Erdgeschoß, während die Zimmer und Familienabteile im ersten und zweiten Stocke liegen. Da das Gebäude auf leicht geneigtem Terrain steht, war die Anlage der eigentlichen Gesellschaftsräume gegen den Garten, den See hin, mithin in tieferer Lage als der Eingang, gegeben. Auf einer zweiteiligen Treppe gelangt man in die geräumige Halle, die in der sachlichen Materialbehandlung im Lärchen, in der Farbgebung, im Schmuck der Kaminwand eine angenehme Wirkung vermittelt. Die hellen Rohrseffel in modernen, bequemen Formen laden zum längern Verweilen ein. Durch die hohen Fenster dieser vorgebauten zentralen Anlage flutet reichlich Licht;

das stumpfe Grau der Decke hingegen könnte wohl eine ebenso ausgiebige künstliche Beleuchtung beeinträchtigen. Noch frischer im farbigen Eindruck (Maler de Quervain und Schneider, Bern) wirkt der Speisesaal zur Rechten mit dem sorgfältig gepflegten Pflanzenschmuck auf der Gigerlaube der Rückwand. Von der Halle aus gelangen wir nach links in den Salon mit Klavier, Bibliothek, Schreibtischen. Die Farbe dieses Raumes ist auf Weinrot und Schwarz gestimmt. Dem Wandschmuck ist in Steindrucken aus den Verlagsanstalten Teubner und Voigtländer, Leipzig, in den farbigen reproduzierten Sonderdrucken der „Jugend“ eine besondere Aufmerksamkeit zugemessen. Eine Tatsache, die auch andern längst bestehenden Gasthäusern wohl anstehen dürfte, besonders wenn sich der Besitzer entschließen könnte, dann und wann ein gutes Originalwerk aus der Hand einheimischer Künstler, eine gute Kleinplastik zu erstehen oder doch wenigstens auch der schweizerischen Graphik zu gedenken. Wir vermitteln speziell diese letzte Anregung, nicht bloß, weil wir heimatliche Motive von Emil Cardinaur, Eduard Boß, Burkhard Mangold, Emil Stiefel, Ch. Conradin, Th. Senn dargestellt, besonders schätzen, sondern, weil wir auch die graphisch vorzüglichen Leistungen in diesen Blättern (Verlag und Lithographie E. Wolfensberger, Zürich, A. Francke-Kümmerly, Bern, Rascher, Zürich) gerade im Vergleich mit ausländischen Werken anerkennen. Und noch eines. Bei einem Aufenthalt im Hotel Margna in St. Moritz fand ich in der Bibliothek zu meiner Freude Gottfried Kellers Werke. Ich weiß aus Erfahrung, daß man in der Sommerfrische mit einem wohligen Gefühl alle Klassiker ins Pfefferland wünscht. Die Illsteinbücher, die Romanbibliothek von E. Fischer, des Inselverlages, die Langensche Taschenbibliothek kommen dem Verlangen nach leichter Kost entgegen. Daneben aber wird ein Gast besonders an grauen Tagen doch zu einem Band Keller greifen oder gar zu Jeremias Gotthelf, daneben zu Widmann, Huggenberger, Lavel, Loosli, Gfeller (auch wenn sie ein Einlesen wie Reuter fordern). Liegt gerade in diesen Werken doch ein zuverlässiger Weg, unserem Volkstum in seinen echtesten Äußerungen nahe zu kommen und so ein Bild zu gewinnen, das gewiß zuverlässiger und feiner wird, als wenn bloß Reisehandbücher und Monographien zu Gevatter stehen.

Das Frühstückszimmer nebenan, mit der grau gebeizten Holzbekleidung der Wand, dem Treppenaufgang im Hintergrund birgt eine sehr angenehme Stimmung.

In den Fremdenzimmern waltet wohlthuende Sachlichkeit in den farbig meist uni gestimmten Tapeten, vor allem aber in den einfach gebauten Ausstattungsstücken, deren Formgebung ebenfalls von den Architekten

bestimmt wurde. Das Hotel arbeitet mit relativ niedern Ansätzen und dennoch liegt in all diesen Zimmern, gerade in ihrer durchaus soliden Art eine wohlthuende Wohnlichkeit, die den Gast gefangen nimmt. Einen Gast zwar, von bestimmten Voraussetzungen. Den Leuten, die in 45 Tagen unsern approbierten Schönheiten zu Leibe rücken, auf Fuorela Surley oder an schönster Stelle zwischen Grindelwald und Lauterbrunnen, das Kursbuch auf den folgenden Tag hin studieren, diesen hat wohl auch dieses Gasthaus nichts Apartes zu bieten. Diese mögen auf der breit ausgetretenen Straße der großen Menge nachtrotten, in den Rudelmaierzimmern „besserer Hotels“ übernächtigen, in den Fremdenzentren

die Kulturgeschmacklosigkeiten der Nippfachen als «souvenirs» waggonweise zusammenkaufen.

Vom nämlichen redlichen Bemühen in der Ausführung, wie im Parkhotel selber, zeugen die beiden Nebengebäude, die Automobilremise jenseits der Straße und das Bootshaus.

Ein erfreulicher Anfang im modernen Hotelbau im Berner Oberland ist damit gewonnen. Er hat schon heute Nachfolger zu verzeichnen, die in neuen Versuchen, anders geartete Forderungen zu bewältigen, unser Interesse verdienen.

Bern, im September 1911.

Hermann Rötthlisberger.

Für die Baupraxis.

Zerlegbare, transportable Döckerbauten auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Im äußersten Winkel des Ausstellungsgeländes fallen dem Besucher eine Anzahl kleinere Pavillons in die Augen, die sich durch geschmackvolle architektonische Ausgestaltung wirkungsvoll von dem frischen Grün der hohen Eichen abheben.

Es sind dies „Zerlegbare, transportable Döckerbauten“ durch welche die Firma Christoph & Unmack, Aktiengesellschaft in Niesky O.-Lausitz einige Verwendungsarten ihrer Fabrikate veranschaulichen wollte.

Hinter dem Gebäude der Feuerbestattung ist zunächst ein Döcker-Isolierpavillon errichtet, der infolge seiner glatten, fugenlosen und rissfreien, leicht abwaschbaren und gründlich zu desinfizierenden Innenbekleidung aus besonders präpariertem, wasserdichten, säurefesten und flammenfesteren Döckermaterial, allen modernen hygienischen Anforderungen und infolge besser Isolierung des doppelten Fußbodens, der mit mehrfach ruhenden Luftschichten, Isolierpappeinlagen und Holzfüllungen versehenen Wandungen und Decken, sowie auch sachgemäßer standfester und dauerhafter Konstruktion, allen bautechnischen Erfordernissen entspricht.

Dieser Pavillon ist zur Aufnahme von ansteckenden Kranken bestimmt und enthält 4 Zimmer für je 2 Betten, 1 Zimmer für 1 Bett, 1 Schwesternzimmer, 1 Leeküche, 1 Baderaum, 3 Kloseträume, Utensilienraum und Flur. Der Pavillon ist in zwei Abteilungen für Männer und Frauen geteilt, die aber auch gegeneinander vollständig abgeschlossen werden können, so daß zwei verschiedene ansteckende Krankheiten in dem Pavillon zugleich behandelt werden können.

Der Pavillon ist gebrauchsfertig mit weißlackierten Möbeln und Bettwäsche durch die Firma Heinrich Jordan in Berlin eingerichtet worden. Die transportablen Kachelöfen sind von der Firma Wilhelm Paul & Müller, Magdeburg geliefert.

Von diesem Isolierpavillon gelangt man zum zerlegbaren, transportablen Döcker-Ferienhaus, genannt das „Atmende Haus“. Diese Bezeichnung rührt von der neuartigen Lüftungseinrichtung her, welche in dieses Haus eingebaut ist und die nach dem Erfinder „Schreider-Lüftung“ genannt wird, ein nach den Prinzipien der modernen Hygiene ausgearbeitetes Lüftungssystem. Auf kürzestem Wege erfolgt eine feine verteilte, daher zugfreie Einführung staubfreier Außenluft und eine vollständige Durchspülung des Raumes mit sich selbst erwärmender Frischluft. Durch einen über Dach geführten Schlot wird die Abluft und der Staub beseitigt und zwar ohne Belästigung der Atmungsorgane.

Dieses Ferienhaus enthält außer einer geräumigen, mit weißlackierten Möbeln versehenen Veranda ein größeres Wohnzimmer und zwei kleinere Räume. Das Wohnzimmer ist in einfacher, schlichter Form möbliert; die Wände sind in Uebereinstimmung mit dem gemusterten Linoleum aus der Fabrik Maximiliansau in warmen Farbentönen mit einfachen Schablonierungen gehalten.

Beim Verlassen des Atmenden Hauses ladet der daneben errichtete schmale Döcker-Schulpavillon zum Besuche ein. Derselbe enthält ein Klassenzimmer für etwa fünfzig Kinder und einen Flur, der als Garderoberraum dient. Allen modernen, schulhygienischen, bautechnischen und pädagogischen Anforderungen

wird dieser zerlegbare, transportable Döcker-Schulpavillon gerecht. Er ist auf Grund langjähriger Erfahrungen konstruiert; in welcher umfassenden Weise sich die staatlichen und kommunalen Behörden dieser zerlegbaren, transportablen Schulbauten bedienen, geht am besten daraus hervor, daß im Laufe von zehn Jahren seitens der Firma Christoph & Unmack über 620 Klassen geliefert worden sind.

Die vorher beschriebene Schreider-Lüftung ist auch in diesem Schulpavillon ebenso wie in dem zuerst erläuterten Isolierpavillon angewandt. Für reiche Lichtfülle, leichte und schnelle Staubbeseitigung, ausreichende Ventilation ist vor allem gesorgt. Die vollständig glatten, fugenlosen und rissfreien Wände lassen sich bei Ausbruch einer Schulepidemie leicht abwaschen und gründlich desinfizieren und die Isolierung im Fußboden, der mit Linoleum belegt ist, in den Umfassungswänden und in der Decke ist eine so gute, daß im Winter auch bei strenger Kälte die Erwärmung durch einen Kachelofen bewerkstelligt werden kann, während das Klassenzimmer im Sommer den Kindern einen kühlen und luftigen Aufenthalt bietet. Der im Klassenzimmer aufgestellte transportable Kachelofen ist von der Firma Wilhelm Paul & Müller in Magdeburg geliefert.

Die gebrauchsfertige Inneneinrichtung dieser erstklassigen Schule durch moderne Bänke und sonstige Schulmöbel ist durch die vereinigten Fabriken für Schuleinrichtungen A. Zahn, Berlin und Christoph & Unmack, Aktiengesellschaft Niesky erfolgt. Die farbige Ausgestaltung der Räume wirkt belebend und freundlich.

Nicht weit von diesem Döcker-Schulpavillon befindet sich ein größeres Gebäude, welches der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge seitens der Firma Christoph & Unmack zur Verfügung gestellt wurde und in dem eine Sonderausstellung untergebracht ist. Auch dieses Gebäude ist zerlegbar und transportabel nach System Döcker hergestellt und wirkt in seiner farbigen Behandlung der Wände mit Fensterläden und geschmückten Blumentästen, mit dem hohen Dach und dem vorgezogenen, durch Malereien geschmückten Mittelbau recht einladend. Die hohen Innenräume, in lichten Farbentönen gehalten, sollen nach Schluß der Ausstellung zur Aufnahme von Kranken dienen.

Schließlich sei noch der Pavillon erwähnt, welcher etwas den Blicken der Ausstellungsbesucher entzogen, hinter den ausgestellten Arbeiterfamilienhäusern aufgestellt und als „Tuberkulose-Pavillon“ verzeichnet ist, weil in diesem Gebäude das Deutsche Zentral-Komitee zur Bekämpfung der Tuberkulose seine Sonderausstellung installiert hat.

Wendet sich der Besucher nun durch die Allee, an der die ausländischen Staaten ihre Pavillons errichtet haben, stößt er auf die am Sportplatz errichtete „Muster-Volksschule-Turnhalle“, die ebenfalls zerlegbar und transportabel nach System Döcker ausgeführt und nach Angaben der deutschen Turnsaal in einer Größe 22 x 14 m wirkt durch seine gewölbte Decke, die durch Heizer-Becher getragen wird, außerordentlich gut. In hellen lichten Tönen sind Wände und Decken mit Deckfarbe gemalt und schabloniert. Der Fußboden, aus ganz schmalen 40 mm starken Riemen in einzelnen Tafeln hergestellt, hat als idealsten Bodenbelag 6 mm starkes Korflinoleum erhalten, das von der Linoleumfabrik Maximiliansau geliefert wurde. Die reiche Belichtung der Turnhalle erfolgt durch an beiden Längsseiten angebrachte hohe Fenster.